

Kategorie I
Jahrgänge 1993–1996



Clara A'Campo, 1995
Mitte Juni

«Wir könnten ins Kino gehen. Einen Film schauen.»

«Ich gehe niemals ins Kino.»

Sven sah sie erstaunt an: «Warum denn nicht?»

«In meiner ganzen Schulzeit hat mich nie jemand gefragt, ob ich mit ihm ins Kino gehen will. Ich bin beleidigt deswegen.»

«Hmm.»

Sie schwiegen eine Weile, während sie weiter am Flussufer entlanggingen. Leute kamen ihnen entgegen.

«Aber meinst du nicht, du würdest vielleicht gerne ins Kino gehen?»

Ein Fussball traf Sven am Kopf. Man hörte ein paar Jungen lachen. Verärgert kickte er den Ball in ihre Richtung. Dann sagte er: «Svenja, ich befehle dir, mit mir ins Kino zu gehen!»

Sie sahen sich an.

«Okay», sagte Svenja. Ihr Gesicht strahlte.

Ein schmaler, schwarzhaariger Junge und ein Mädchen mit braunem Pferdeschwanz rannten über die Uferpromenade. Sie überholten die Ausflugsschiffe auf dem Wasser. Hunde bellten. Mädchen sahen ihnen nach.

Später, als die Strassen der Stadt sich mit Menschen füllten, die essen gingen oder den jungen Pianisten sehen wollten, der heute Abend auftrat, standen Sven und Svenja vorm Cineplexgebäude und studierten das Kinoprogramm.

«Diesen Film habe ich schon gesehen.»

«Einbruchskünstler?», fragte Svenja.

«Ja. Es geht um einen Mann, der in einem Hausboot auf der Seine wohnt. Er hat seinen Job verloren und stiehlt deshalb. Einmal erwischt ihn eine Frau, als er in deren Haus einbricht. Aber sie ruft nicht die Polizei, sondern interessiert sich dafür, was er mitnehmen wollte, und erlaubt ihm dann sogar, wieder mal bei ihr einzubrechen. Auf diese Art kann sie etwas von dem ganzen Material loswerden, das sich in ihrem Haus angesammelt hat. Der Mann denkt, okay, wie so nicht, und bricht ab und zu bei ihr ein, wenn sie abends

ausgeht. Die Frau findet das aufregend. Der Mann verachtet sie deshalb ein bisschen.»

«Und, hat dir der Film gefallen?»

«Oh ja! Der Mann klaut dann zum Beispiel Küchengeräte, von denen er denkt, dass sie sowieso nie gebraucht werden. Ein Poffertjeseisen, eine fischförmige Backform, einen Eiköpfer ...»

«So was haben wir auch.»

«Ach wirklich?»

«Nimmt er denn auch Geld von ihr?»

«Na ja, es liegt eigentlich nie welches herum. Er plündert die Speisekammer, und später kocht er sich auch ein Ei in ihrer Küche, um den Strom zu sparen und so. Und schliesslich kommt sie nach Hause, als er gerade fernsieht. Dann fragt sie, ob *sie* mal bei *ihm* einbrechen darf. «Habe ich etwas gestohlen, das Sie wiederhaben wollen?», fragt er, und sie antwortet: «Nein, nein.» Der Mann denkt, es sei eigentlich nur fair, gibt ihr seine Adresse und teilt ihr mit, dass er am nächsten Abend nicht zu Hause sein wird. Der Mann bleibt an dem Abend lange weg, um der Frau genug Zeit zu lassen, und kehrt dann gespannt in sein Hausboot zurück. Aber es wurde gar nichts gestohlen. Bei seinem nächsten Einbruch bei ihr, zwei Wochen später oder so, bringt er der Frau einen Kuchen mit, den er in der Fischform gebacken hat. Warum er das tut, weiss ich eigentlich auch nicht. Er hatte wahrscheinlich einfach gerade Lust dazu ...»

Der Junge redete und redete. Das Mädchen schaute ihn fasziniert an und sah sehr glücklich aus.

Es war noch immer sehr warm, obwohl schon nach acht. In den Restaurants konnte man draussen sitzen. Die Frauen trugen ihre Sommerkleider. Kerzen wurden angezündet, um die Mücken zu vertreiben.

Sven stiess die Glastür auf, und sie betraten das Kino.

«Tut mir leid, dass ich dir die gesamte Handlung schon verraten habe. Warum hast du mich nicht davon abgehalten?»

Ein Lächeln schlich über Svenjas Gesicht.

«Ich fand das toll. Ich möchte von allen Filmen keinen anderen sehen.»

«Wenn du meinst. Es kommt mir zwar etwas unnötig vor ...»

«Psst!»



Lara Bensegger, 1996
Unnötig

«Es ist vollkommen unnötig, dass du dir Sorgen machst, mein Schatz», beteuerte Marc, als er sich schwungvoll auf seine Maschine setzte. Voller Stolz grinste er mich von seinem schwarzen Motorrad mit den gelben Flammen an, schüttelte seine halblangen Haare und liess sich von seinen Helfern Helm und Handschuhe bringen. Von draussen hörten wir bereits die begeisterten Rufe der Zuschauer, um uns herum waren die anderen Fahrer mit ihren engsten Angehörigen, in deren Gesichtern ich dieselbe Angst sah, wie sie auch in meinem geschrieben stand. Alle wünschten ihren Schützlingen noch ein letztes Mal Glück, bevor diese voller Motivation nacheinander durch die Katakomben zum Start des Motocrossrennens rauschten.

Bald war auch mein Marc an der Reihe. Er liess sich die Handschuhe von einem seiner Teamkollegen über die Hände stülpen, während ein anderer, welcher noch immer Marcs Helm hielt, noch einmal das Motorrad überprüfte. Dann war es an der Zeit, sich zu verabschieden.

«Ich komm schon heil ins Ziel», versuchte er mich zu beruhigen, aber meine Finger zitterten, als ich meine Hand an seine Wange legte und seine raue Haut fühlte. Mit einem tiefen Seufzer schloss ich die Augen, dann sah ich ihn wieder an und nickte bestimmt, wohl eher um mich selbst, nicht ihn, davon zu überzeugen.

Er beugte sich vor und küsste mich sanft auf den Mund. Am liebsten hätte ich meine Lippen ewig auf den seinen gelassen, um ihn bei mir zu behalten. Er jedoch löste sich von mir, lächelte mich aufmunternd an und nickte schliesslich seinem Coach zu. Er erhielt den Helm, setzte ihn auf, klappte das Visier runter, nahm seine Position ein und liess den Motor aufheulen. Wenige Sekunden später raste er unter lauten Zurufen seiner Kollegen davon.

Kopfschüttelnd und voller Angst machte ich mich auf den Weg zu den Zuschauertribünen. Meine beste Freundin Lisa hatte ihren Platz bereits eingenommen und nebenan für mich reserviert. Wir hatten perfekte Sicht auf das ganze Gelände, inklusive Start und Ziel.

«Ich habe solche Angst um Marc», gestand ich ihr, gleich nachdem ich mich neben sie gesetzt hatte. «Versteh ich. Aber er wird es schon schaffen! Du wirst dich dann schon daran gewöhnen, das ist das erste Rennen.» Auch Lisas aufmunternde Worte konnten mich kein bisschen beruhigen, nervös spielte ich mit meinen Fingern an meiner Halskette, trommelte mit den Füßen einen Rhythmus auf die Holzplanken und erwartete den Startschuss des Rennens.

Einige Minuten später meldete der Speaker endlich den Start an. Mit einem lauten «Peng» ertönte der Startschuss, und sogleich schossen die Fahrer über den ersten Hügel in die Bahn. Ich erblickte Marcs von Flammen überzogenes Motorrad etwa in der Mitte und verkrampfte mich sofort. Die ersten Kurven und Sprünge überstanden alle Fahrer problemlos, dann gab es den ersten Zusammenstoß und zwei Stürze. Ein Raunen ging durchs Publikum, und ich begann erst wieder zu atmen, als ich Marcs Maschine aus dem Staub auftauchen sah.

Durch das Gemenge konnte er sich irgendwie an die Spitze setzen und führte das Feld nun an. Über das ganze Rennen konnte er seinen Vorsprung ausbauen, er hatte nur noch einen engen Verfolger. Die beiden näherten sich dem Zielsprung, beide gingen volles Risiko ein und beschleunigten auf Höchstgeschwindigkeit. Zur Zeit des Absprungs waren sie etwa auf gleicher Höhe. Die Motorräder flogen durch die Luft, die Augen der Zuschauer völlig auf sie fixiert. Sie setzten zur Landung an, Marc war ein kleines bisschen weiter vorne. Sein Konkurrent landete hinter ihm, jedoch gelang ihm die Landung nicht so gut wie Marc. Sein Hinterrad rutschte weg, er kippte bei voller Geschwindigkeit auf die Seite und riss mit seinem Vorderrad auch Marc zu Boden. Die beiden Spitzenfahrer stürzten kurz vor dem Ziel, standen aber sogleich wieder auf und versuchten mit aller Kraft, ihre schweren Maschinen hochzustemmen.

Was sie in ihrer Eile nicht realisierten, waren die Fahrer hinter ihnen, welche nach und nach auch zum Zielsprung kamen und nicht sehen konnten, dass auf der anderen Seite

des hohen Hügels zwei Fahrer mit ihren Rädern kämpften. Als der Fahrer, welcher auf Position drei war, zum Sprung ansetzte, standen die ersten Zuschauer ängstlich auf und schlugen die Hände vors Gesicht. Ich blieb wie angewurzelt sitzen und starrte auf den Fahrer, welcher ungebremst und ohne Kontrolle über seine Flugbahn auf meinen Freund zu-flog. Ich sah, wie Marc den Kopf drehte und die Bedrohung sah. Er liess das Motorrad los und stürzte sich zur Seite, doch es war zu spät. Die Maschine des anderen Fahrers landete direkt hinter ihm, setzte noch einmal auf, der Lenker wurde noch herumgerissen, doch sie fuhr geradewegs über seine Beine. Vielen im Publikum sowie auch mir selbst entfuhr ein Schrei, und ohne dass ich es gemerkt hatte, war auch ich aufgestanden.

Dann ging alles sehr schnell. Die ersten Rettungskräfte stürzten auf die Bahn, konnten Marc jedoch noch nicht erreichen, weil die anderen Fahrer noch immer über den letzten Hügel sprangen. Die meisten schafften es, Marc und auch dem anderen Fahrer auszuweichen, der letzte jedoch verlor im Flug die Kontrolle über seine Maschine, liess den Lenker los und raste auf Marc zu. Schockiert schloss ich die Augen und hörte nur das Krachen der auftreffenden Maschine sowie die Schreie der Zuschauer.

Eine kleine Ewigkeit konnte ich die Augen nicht mehr öffnen, meine Finger hatten sich ineinander verkrampft, und die Geräusche um mich herum verstummten. Erst als Lisa an meinem Arm zerrte und meinen Namen rief, erwachte ich langsam aus meiner Trance, ich vernahm das aufgeregte Treiben um mich herum wieder und sah die Sanitäter in ihren gelben Westen geschäftig auf der Bahn hin und her rennen.

Ohne Gegenwehr und ohne zu wissen, wohin Lisa mich bringen wollte, liess ich mich von ihr mitziehen. Sie drängte sich durch die Menge der Zuschauer, welche immer noch alle mit weit aufgerissenen Augen und von den Sitzen erhoben auf die Fahrbahn starrten. Ich wagte es nicht, ihren Blicken zu folgen, und richtete meine Augen stur auf Lisa

vor mir, welche uns einen Weg nach unten in die Katakomben bahnte. Ich war nicht fähig, meine Konzentration aufrechtzuerhalten, und hatte auch keine Ahnung, wie wir schliesslich auf die Fahrbahn gelangt waren. Vor meinem inneren Auge sah ich immer nur meinen Freund, von Blut überströmt und mit verdrehten Gliedmassen.

Lisa hielt mich immer noch an der Hand und riss mich hinter sich her in Richtung des Zielsprungs. Meine Beine gaben immer wieder nach, und ich stolperte einige Male über meine eigenen Füsse oder über kleine Hindernisse, die ich aufgrund meines Zustandes nicht wahrnahm. Auch als vor uns ein Sanitäter auftauchte und mit uns sprach, reagierte ich nicht. Lisa übernahm die Kommunikation für mich, und so wurden wir von ihm schlussendlich auch zu Marc geführt.

Zuerst erblickte ich nur ein Knäuel gelber Westen – bestehend aus unzähligen Rettungshelfern mit mir unbekanntem Geräten, welche gestresst mit Fachwörtern um sich warfen –, in dessen Mitte sich Marc befinden musste. Ich riss mich von Lisa los und stürzte auf den Kreis der Helfer. Plötzlich kam meine Energie zurück, mein Kopf wurde wieder klarer, und ich schob die Sanitäter beiseite, um einen Blick auf meinen Freund zu erhaschen.

Was ich sah, überschritt alle meine Vorstellungen. Marcs Beine waren nicht mehr als solche zu erkennen, seine Arme in alle unmöglichen Richtungen verdreht, und sein ganzer Körper war von einer Blutlache umgeben. Der Kopf war abgedeckt, und der Defibrillator stand unbenutzt daneben. Fragend sah ich den Sanitäter mir gegenüber an, dieser schüttelte nur mit gesenktem Blick den Kopf.

In meinem Kopf drehte sich alles, Hilfe suchend blickte ich um mich, in der Hoffnung, dass mir jemand sagen würde, dass mein Freund noch lebte. In allen Gesichtern sah ich dasselbe Mitleid, denselben Es-war-zu-spät-Ausdruck. Ich zitterte am ganzen Körper, als ich das Tuch von Marcs Gesicht zog, um mich selbst von seinem Tod zu vergewissern.

Aus seinem Mund, den ich immer so gerne geküsst hatte, floss ein Rinnsal aus Blut, seine schönen Haare, durch die ich immer so gerne gestreichelt hatte, waren von Dreck und Blut verkrustet, und seine sonst so strahlend blauen Augen, in die ich immer so gerne gesehen hatte, starrten leblos durch mich hindurch.

Verzweifelt liess ich mich auf seine Brust fallen, streichelte sein Gesicht, hielt seine Hände und schluchzte in seine schwarze Lederausrüstung, die ihn nun doch vor nichts hatte beschützen können. Der Schmerz betäubte meine Wahrnehmung, es kam mir vor wie Stunden, die ich inmitten der Sanitäter auf dem Körper meines toten Freundes verbrachte und mit ihm sprach, ihn küsste, ihn anschrte, in der Hoffnung, dass er doch wieder aufwachen würde.

Irgendwann zogen mich starke Hände von ihm weg, ich wehrte mich nicht dagegen, mir war alles egal. Zwei Rettungshelfer hievten Marc auf eine Bahre und trugen ihn von mir weg, während ich von Lisa und anderen unbekanntenen Händen gehalten und gestützt wurde. Ich konnte mich nicht länger auf den Beinen halten und liess mich auf die Knie fallen. Auch Lisa und der fremde Mann hinderten mich nicht daran. Meine Hände gruben sich in den Schlamm, an jener Stelle, an der Marc bis vor Kurzem noch gelegen hatte.

«Ja, es ist vollkommen unnötig, dass ich mir Sorgen mache», flüsterte ich der Blutlache unter meinem Gesicht zu, als Letztes, bevor ich das Bewusstsein verlor.



Sacha Bourquin, 1993
Unnötig...

Es war einmal ein junger Mann, welcher 16,7 Jahre alt war und im Alter von 2,6 Jahren auf den Namen Maximilian getauft worden war. Er ging ins Gymnasium und wählte den Schwerpunkt ‹Spanisch›. Trotz der Auswahl des Schul-faches Spanisch musste er auch Chemie und Geschichte lernen, was ihm eigentlich gar nicht so lag, denn seine Begabung lag bei den Sprachen. Er fand die Fächer Chemie und Geschichte ‹unnötig›, da er sich in Zukunft sowieso nur mit Sprachen beschäftigen wollte. Zudem ging er davon aus, dass man als Dolmetscher – das war sein Berufswunsch – weder von Chemie noch von Geschichte etwas verstehen musste. Deshalb fragte er eines Tages eine Lehrerin, weshalb er überhaupt ein Schwerpunktfach auswählen musste, wenn er zusätzlich etwas lernen musste, was er gerade nicht möchte und in der Zukunft kaum brauchen würde. Doch wie die Lehrer so sind, hatte sie kein Verständnis für seine Frage und gab, wie alle anderen Lehrer auch, die ‹unnötige› Antwort: ‹Ja, Sie wollten doch ins Gymnasium, es ist freiwillig, und Sie können jederzeit die Schule wieder verlassen!› Eigentlich wollte er weitere Fragen stellen, doch da es schon in die Pause geklingelt hatte, hielt er die Diskussion für ‹unnötig› und verschob sie auf den Nachmittag.

Nach dem Mittagessen hatte er das Fach Geschichte, und das war genau das Fach, welches er überhaupt nicht mochte. Er ging zu seinem Lehrer und stellte ihm die gleiche Frage wie vorhin der anderen Lehrperson. Doch der Geschichtslehrer war plötzlich Napoleon XXXVIII., welcher anschliessend eine Stunde lang einen Vortrag darüber hielt, weshalb Geschichte wichtig sei. Dabei bemerkte er nicht, dass ihm ein Schüler Gift in seinen Kaffee gemischt hatte. Am selben Tag noch – die Ferien hatten soeben begonnen – flog der Geschichtslehrer nach St. Helena, wo er aufgrund der Vergiftung starb.

Die tolle Nachricht erreichte Maximilian bald, und vor Freude strickte er sich auf der Stelle einen Schal. Seine Klas-

senkameraden hielten dies für sehr «unnötig» und konnten sich beim besten Willen nicht vorstellen, aus welchem Grund er sich einen Schal strickte. Doch zu seiner Verteidigung erwiderte Maximilian, dass sein Schal ihn vor einem kühlen Kopf bewahren würde.

In seiner Freizeit verdiente er seine Brötchen beim Auftanken von Flugzeugen und beim Eiereinsammeln im Garten der Hiltons. Ohne ihn hätten viele Menschen nicht mehr in die Ferien fliegen können, und die Hühner der Familie Hilton hätten keinen Platz mehr im Garten gehabt. Er verdiente damit so viel Geld, dass er sich immer wieder ein neues Fahrrad leisten konnte.

An den Wochenenden ging er mit seiner Katze in den Wald und sammelte Pilze. Doch wie bei jedem anderen Jugendlichen auch, durfte natürlich eine Wodkaflasche nicht fehlen, denn sonst hätte die Pilzsucherei gar keinen Spass gemacht und wäre völlig «unnötig» gewesen.

Sein Vater Barack Obama trug am liebsten gelbe Socken und seine Lieblingsboxershorts, welche aus Seide waren und mit den Comicfiguren «Die Simpsons» bedruckt waren. Er erfand Veloschlösser und lieferte diese in die ganze Welt ausser nach Europa, da die Europäer – laut einer eigenen Studie – mit 60 % die höchste Anzahl an Velofahrern haben. Nebst dem Verkauf von seinen Erfindungen arbeitete er als Politiker in den USA und setzte sich in dieser Funktion ganz stark für die Ölvorkommen ein und entsorgte die radioaktiven Strahlen als Munition in fremden Ländern. Ausserdem besass er in Washington ein grosses weisses Ferienhaus mit ganz vielen schwarz gekleideten und bewaffneten Butlern.

Maximilian hatte auch einen Bruder, der gerade das iPhone5 erfunden hatte, ohne dass er sich gross dafür hatte anstrengen müssen. Das neue iPhone5 hätte jedoch bis

am 23.03.12 bei Steve Jobs vorgezeigt werden müssen, doch weil sein Bruder CEO der Handelsschule KV Basel war, war er sehr beschäftigt und hatte viel Stress. So sorgte zum Beispiel die lange Mittagszeit für Gesprächsstoff. Schüler beklagten sich, dass die 1,5 Stunden über Mittag viel zu lang seien, und sie lieber nach einer Stunde wieder Schule hätten und dafür eine halbe Stunde früher Feierabend. Deshalb kam er unter Zeitdruck mit den iPhone 5-Plänen. Er hatte zu wenig Zeit für grössere Veränderungen und reduzierte deswegen lediglich das Gewicht vom Vorgänger, machte es ein wenig länger, legte einen schnelleren Prozessor ein und, um damit noch ein wenig mehr Geld zu verdienen, noch einen anderen Ladeadapter. Er wusste ausserdem, dass es «unnötig» war, ein völlig neues Design zu kreieren, da es die Leute ja sowieso kaufen würden.

Die Halbmutter von Maximilian arbeitete in einem Verkaufsladen mit 5 Mitarbeitern. Der Verkaufsladen ging jedoch Konkurs, da die Halbmutter und ihre Mitarbeiter es bei einer langen Schlange an einer Kasse für «unnötig» gehalten hatten, eine zweite zusätzliche Kasse aufzumachen, weil sie lieber bei den Regalen die Artikel sortierten. Nun arbeitete sie in einer Bar als Besteckauftischerin.

Nach den Ferien ging Maximilian wieder in die Schule und hatte als Erstes 2 Stunden Chemie. Während der ersten Stunde musste er 2-mal auf die Toilette. Beim Unterricht verstand er wie gewohnt nur Bahnhof und hörte nur die Pausenklingel. In der Pause ging er oft eine Zigarette rauchen, und weil er 100-mal gegen das allgemeine Rauchverbot gestimmt hatte, durfte er auch weiterhin auf dem Schulareal rauchen.

Nun folgten 2 Stunden Geschichte, und Maximilian war neugierig auf den neuen Lehrer. Der neue Lehrer, welcher eine Ausbildung bei der GSG 9 gemacht hatte, erzählte von seinen Erlebnissen bei seinen Missionen, welche er auszu-

führen hatte. Das Fach Geschichte begann Maximilian so richtig zu interessieren, und er entschied sich, nach dem Gymnasium Geschichte zu studieren, um eines Tages ebenfalls von seinen Missionen als Flugzeugtanker erzählen zu können.

Er strengte sich also in der Schule an und schrieb nur noch 6er, ausser in den Sprachen, da wurden seine Noten schlechter, und er schrieb nur noch 5.75er. Die Lehrer wunderten sich, weshalb er bei den Sprachen schlechter wurde, obwohl er dies am liebsten tat. Er sagte, dass er jetzt Geschichte studieren würde, und alle Lehrer begannen ihn auszulachen und fanden es «unnötig», dass er seine Sprachbegabungen nicht weiter pflegte. Doch Maximilian wollte es allen beweisen und kaufte sich Flugzeugsbücher und studierte tagelang nur noch Geschichte in diesen Büchern.

Auch das Pilzesuchen am Wochenende gab er auf und pflanzte jetzt jedes Wochenende Kerosinbäume an, um eines Tages eine selbständige Flugzeugtankstellen-AG mit beschränkter Haftung zu besitzen.

Einige Jahre später bestand er beim 4. Anlauf die Abschlussprüfung und machte nun die Berufsmaturität zum Geschichtslehrer. Nach 3 Monaten bestand er die Matur und wurde Geschichtslehrer in seinem ehemaligen Gymnasium. Alle Lehrer waren erstaunt und geschockt, als sie Maximilian als Lehrer sahen. Die Schüler liebten ihn, da er keine Tests machte, sondern allen aufgrund von deren BMI (Body-Mass-Index) eine Note verteilte.

Er war so gut in seinem neuen Beruf, dass er von den Schülern zum Rektor gewählt wurde. Als Rektor beförderte er dann jeden seiner ehemaligen Lehrer zum Kommandanten und kaufte ihm eine Hängematte anstelle eines Stuhles, da sie noch «unnötiges» Geld in der Schulhauskasse hatten.

Nun passierte genau das, was er sich mit dieser Aktion erhofft hatte: Alle Lehrer wurden immer sehr müde und schliefen ein. Während dieser Zeit konnte er alle Schüler in die Aula rufen und ihnen von seinen Geschichten erzählen. Damit gewann er immer mehr potenzielle Kunden für sein Kerosin. Apropos, auch seine Kerosinplantage nahm an Grösse zu, und die Erntezeit kam immer näher. Als sein Vater erfuhr, was er eigentlich am Strand in ihrem Garten angepflanzt hatte, war dieser begeistert von der Idee und kaufte gleich die ganze Plantage, um öfters und günstiger mit seinen Kampfflugspielzeugen spielen zu können.

Doch nun kam bei Maximilian die Zeit, als er keine neuen Geschichten mehr wusste, und er bekam deshalb ein Burn-out. Er warf sein Amt als Präsident und Rektor der Schule hin und widmete sich seiner früheren Begabung, um professioneller Eiereinsammler zu werden. Bei den nächsten Eiereinsammelparalympics belegte er den 5. Rang und gewann deshalb die Goldmedaille.

Sein Vater verkaufte seine weisse Ferienvilla an Kim Jong-il, und seine Mutter erfand Esstische mit integriertem Besteck aus Baumwolle, welche sie von den Kerosinbäumen gewonnen hatte.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch, vielleicht.

The End

Charlotte Graf, 1996
Schokopudding



Die beiden standen vor dem Haus und schauten sich an.

Sie umarmte ihn, vergrub das Gesicht in seinem Pulli und sagte: «Ich liebe dich.»

Er nickte und sagte: «Ich weiss.»

Mit seinen langen Fingern fuhr er langsam durch ihr blondes Haar und sagte: «Ich hasse dich.»

Sie nickte und sagte: «Ich weiss.»

Sie lösten sich aus ihrer Umarmung und hielten einen Moment inne.

Dann nahm er sie bei der Hand und zog sie sanft durch die Haustür und über den Gang zum Aufzug.

Der war besetzt, und das kleine rote Lämpchen blinkte.

Während sie warteten, starrten sie beide auf das Blinklicht.

Er grub die Fingernägel in ihren Arm und flüsterte: «Ich hasse dich.»

Sie schloss für einen Moment die Augen und murmelte: «Ich weiss.»

Langsam hob sie den Fuss, trat mit ihrem Absatz auf seinen Turnschuh und sagte ruhig: «Ich liebe dich.»

Er verzog das Gesicht und nickte: «Ich weiss.»

Die Fahrstuhltür öffnete sich mit einem «Pling» und gab den Blick frei auf die spanische Familie aus dem dritten Stock und den dicken Herrn aus dem fünften.

Trotz dem offensichtlichen Platzmangel quetschten sich auch die beiden noch hinein.

Er legte schützend die Arme um sie. Sie lehnte sich lächelnd an ihn und seufzte: «Ich liebe dich.»

Er küsste sie sanft aufs Haar und wisperte: «Ich weiss.»

Dann drückte er sie so fest an sich, dass sie nach Luft schnappte, und sagte ihr ins Ohr: «Ich hasse dich.»

Sie befreite sich aus seinen Armen und keuchte: «Ich weiss.»

Die Familie stieg im dritten Stock aus, und der dicke Mann im fünften, und so fuhren sie allein in den achten, den obersten Stock.

Beim Verlassen des Lifts schlug er ihr die Tasche aus der Hand und sagte: «Ich hasse dich.»

Sie hob die Augenbraue und sagte: «Ich weiss.»

Dann kniete sie sich auf den Boden, sammelte ihre Habseligkeiten wieder auf und sagte: «Ich liebe dich.»

Er setzte sich neben sie, half ihr und lächelte: «Ich weiss.»

Als sie wieder standen, schob er sie zur einzigen Tür im Gang und drückte sie mit dem Rücken dagegen.

Er küsste sie innig und sagte dann ganz leise: «Ich liebe dich.»

Sie schüttelte nur den Kopf und meinte: «Du lügst.»

Er zuckte die Schultern: «Ich weiss.»

Sie schlug ihm ins Gesicht und schluchzte: «Ich hasse dich!»

Er wischte ihr eine Träne von der Wange und sagte: «Du lügst.»

Sie zog die Nase hoch und grinste: «Ich weiss.»

Dann trat sie zur Seite, er öffnete die Tür, die beiden durchschritten sie und überquerten den quadratischen Kieselsee, der das Flachdach bedeckte.

Sie setzten sich ans Ufer – eine breite, flache Betonmauer, die den Kieselsee umzäunte.

Er betrachtete die Aussicht und seufzte.

Sie holte eine grosse Plastikschüssel aus einer Einkaufstüte, stellte sie zwischen sich und ihn und nahm den Deckel ab.

Er strahlte und rief: «Ich liebe Schokopudding!»

Sie holte zwei grosse Löffel hervor, reichte ihm den einen und sagte: «Ich weiss.»

Als die Schüssel leer war, seufzte sie: «Ich hasse Schokopudding.»

Er rieb sich den Bauch und seufzte ebenfalls: «Ich weiss.»



Iria Guldemann, 1996
Useless Stuff

Das Zirpen der Grillen, das Plätschern des Springbrunnens im Park, das Brummen eines Helikopters, das Klackern meines Kugelschreibers, und mittendrin ich und meine Verwirrung. Es gibt so viel Unnötiges auf der Welt, doch ist es noch unnötiger, darüber zu schreiben.

Weiss der Teufel, wie lange ich schon mit meinem Kritzelbuch in meinem Zimmer herumwandere. Normalerweise bin ich der beste Dichter überhaupt. Mal setze ich mich aufs Bett, dann wieder an den Schreibtisch, und kurze Zeit später stehe ich wieder vor dem Fenster und starre erwartungsvoll in die königsblaue Nacht. Doch genau heute gehts nicht. Genau heute, wenn ich diese Hausarbeit schreiben muss. Das Thema lautet: «Unnötig.» Nur ein Text, aber nein, heute fällt mir natürlich nichts ein. Na ja, ist ja auch nicht wirklich mein Tag.

Ich lege den Stift und das Büchlein auf meinen Nachttisch und gehe aus meinem Zimmer auf den Flur. Die Kälte, die mich dort erwartet, macht mich für ein paar Sekunden schwindelig, und schnell flüchte ich mich in das gegenüberliegende Zimmer. Mein Stiefbruder zuckt erschrocken zusammen und fegt das gerahmte Bild seiner Mutter vom Schreibtisch. Sie ist vor einigen Jahren gestorben. Aber er darf so viel von meiner haben, wie ich von seinem Vater. Und dies ist ziemlich viel. Ich eile zum Bild, hebe es auf und stelle es an seinen Platz zurück. Ein schneller Blick zu meinem Bruder, um mich zu vergewissern, dass seine Laune nicht Schaden genommen hat, lässt mich wissen, dass alles in Ordnung ist.

Durch das gemeinsame Schicksal sind wir mehr als Brüder und sind so ziemlich unzertrennlich. Miguel hat sich inzwischen in seinem Stuhl zu mir gedreht und grinst mich zufrieden an. «Hast du schon was für die Hausarbeit geschrieben?», frage ich ihn seufzend. Immer noch grinsend sieht er mich an und zeigt mit dem Daumen hinter sich. Und was ich sehe, bereitet mir noch schlechtere Laune: Ein sauberes liniertes Heft mit verschnörkelten Worten in regelmässigem Abstand und dem Titel «Unnötig oder nicht?».

«Noch keine Idee?», fragt mich da Miguel, als er meine Miene deutet. «Ja, heute ist ein blöder Tag. Zuerst kille ich eine Gitarrensaite, dann macht Soph Schluss, und dann diese beschissene Hausaufgabe! Als Nächstes geht die Welt unter oder was?»

Plötzlich steht mir das Wasser bis zum Hals, und ich muss mich bemühen, nicht allzu fertig auszusehen. Mein Bruder weiss natürlich sofort, was zu tun ist: «Nee, die Welt geht erst am 21. Dezember unter ...», und kann nicht aufhören, über seinen Witz zu lachen. Ein bisschen grinse ich auch. «Haha! Sehr witzig!», erwidere ich ironisch mit gespielterm Ärger. «Ja, ja, sorry, war ein Scherz ... Ich weiss, das mit Soph ist echt nicht richtig so ... Hier, nimm dir meine Gitarre. Meine Stimme ist gerade ziemlich in Fahrt. Wir gehen zum Springbrunnen, uns eine heisse Schokolade verdienen, und danach helfe ich dir, deine Arbeit zu schreiben. Sei froh, sind wir in derselben Klasse.» «Ist das jetzt wirklich nötig?», frage ich ihn lustlos. Aber seine Vorfremde verrät mir, dass ich keinerlei Chance habe, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Als wir gut eingepackt vor die Haustüre treten, schlägt uns die eisige Winterluft ins Gesicht. Ich schneide auffällig eine angewiderte Grimasse, aber ich weiss, dass wir keinesfalls umkehren würden. Also schendere ich deutlich weniger zielstrebig als Miguel auf den Stadtpark, der sich praktisch vor unserer Haustür befindet, zu. Es ist schon dunkel, obwohl der Feierabendverkehr gerade erst wieder am Abklingen ist.

An unserem Lieblingsplatz, dem Springbrunnen, beginnen wir sogleich mit unserem ersten Song. Und schon nach kurzer Zeit klimpert es im Gitarrenkasten. Vor allem verliebte Paare sind auf dem Nachhauseweg nach den Weihnachtseinkäufen recht grosszügig. Ihr Anblick macht mich ziemlich traurig, doch sobald mein Blick wieder zu den Münzen wandert, hellt sich meine Miene etwas auf.

Miguel hat eben immer die guten Ideen, weiss ich ja. Schon nach wenigen Songs ist mein Bruder endlich einver-

standen, auf eine heisse Schokolade ins nahe liegende Starbucks zu gehen. Wir packen unsere Sachen ein und verschwinden.

Zurück in meinem Zimmer, zitiert mich Miguel auf den aussergewöhnlich breiten Fenstersims. Er drückt mir Kritzelbuch und Kugelschreiber in die Hand und verlässt mein Zimmer mit dem Rat: «Schreib dir erst 'ne Liste mit unnötigen Dingen, und du wirst dein Thema schon finden», und schon fällt die Tür ins Schloss. «Tolle Hilfe! Danke!», rufe ich ihm hinterher.

Ich starre auf die Sachen in meiner Hand und schliesslich beginne ich, langsam und zaghaft die ersten unnötigen Dinge zu notieren. (Useless Stuff): Soph hat Schluss gemacht, meine Gitarrensaite ist gerissen, Hausaufgaben mit dem Thema (Unnötig), uninteressante Posts im Internet, Mathetests, überteuerte Sachen, die man unbedingt kaufen möchte, schlechte Musik in Clubs, streitende Eltern, Krebs, der Tod meines Vaters, der Tod von Miguels Mutter.

Okay, die letzten zwei Punkte gehören eingeklammert. Ich meine, wäre dies nicht passiert, würde mein Leben jetzt ganz anders aussehen. Besser? Schlechter? Ich kann es nicht sagen, aber darüber nachzudenken, ist schon ziemlich unnötig.

Dreifaches Klopfen an der Tür, es gibt Nachtessen, und zum Glück übernimmt Miguel heute die Rolle des aufgeweckten und fröhlichen Jungen. Dabei sieht er mich immer wieder aufmunternd an und steckt mich mit seiner aufgeweckten Art glatt ein wenig an. Bevor wir uns nach dem Abwasch vor unseren Zimmern trennen, wirft er mir einen fragenden Blick zu, aber zu seiner Enttäuschung rümpfe ich nur die Nase, schüttele den Kopf und flüchte schnellstens in mein Zimmer.

Letzte Notizen? Ach ja: Der Tod meines Vaters, der Tod von Miguels Mutter. Darauf folgen Tod, Naturkatastrophen, Attentate, Krieg. Krieg. Wieso gibt es Krieg? Ich meine, was bringt es, wenn unzählige Leute sich gegenseitig niederschiessen, obwohl diejenigen, die geopfert werden, gar

nicht die Lust dazu haben? Sie verlieren alles, was sie verlieren können, inklusive ihr Leben. Dabei darf man die vielen Menschen nicht vergessen, die grundlos von Bomben und Minen getroffen werden und sterben. Wehrlose Kinder, besorgte Frauen und unschuldige Soldaten jeder Alterskategorie werden mit den grössten Schmerzen gepeinigt, und das Endresultat ist danach meist gar nicht sichtbar. Häuser, Strassen, Dörfer, Städte, Länder und Völker werden kaputt gemacht, um Unerreichbares zu erreichen versuchen: die absolute Macht.

Ich lege den Kugelschreiber zusammen mit meinem Kritzelbuch neben mich aufs Bett und reibe mir die Schläfen. Ich drehe die Heizung runter, öffne das Fenster und hole mir einen Pulli aus dem Kleiderschrank. Aus Miguels Zimmer höre ich gedämpft die Bässe eines Raps. Sofort schliesse ich mein iPhone an die Boxen an und drücke die Zufallstaste. Wie eine Droge atme ich die kalte Luft tief ein, bis ganz tief in die Lungen, und gleich gehts mir schon viel besser. Ich setze mich auf den Teppich vor dem Bett und lehne mich an.

Menschen tragen Etiketten, zumindest nach aussen. Sie werden sortiert in Schubladen und mit einem Haufen anderer in einen Topf geworfen. Dabei sind wir doch alle anders, etwas Besonderes, oder nicht? Jeder ist ein Individuum, und jeder anders und speziell, ganz auf seine Art. Oder etwa doch nicht? Sind wir im Grunde vielleicht doch alle gleich? Bin ich etwas Besonderes oder nicht? Ist Soph etwas Besonderes? War Soph etwas Besonderes? Für mich war sie etwas Besonderes, und natürlich mein Bruder und andere Leute in meinem Leben.

Leute hingegen, die der ganzen Welt erzählen müssen, wie toll sie sind, sind eher nervig und störend. Ganz schön kompliziert, die Sache mit dem «Unnötig». Ist ja klar, dass man davon Kopfschmerzen kriegt. Ich nehme eine leere Petflasche vom Boden und husche schnell ins Badezimmer, um sie aufzufüllen, und zurück, und trinke mit drei grossen Schlucken die halbe Flasche leer.

Irgendwie fällt mir nichts mehr ein, über das ich schreiben könnte, doch was ich bereits habe, reicht mir nicht aus. Ich lese noch mal alles durch, was ich bis jetzt geschrieben habe, und plötzlich bin ich mir nicht mehr so sicher, ob diese Dinge überhaupt unnötig sind. Irritiert setze ich mich auf den Sims und bringe meine Gedanken zu Papier.

Ja, vielleicht sind sie unnötig. Aber ich meine, würde man alle Dinge aufzählen, die die Gesellschaft als unnötig bezeichnet, würde man zum Entschluss kommen, dass alles unnötig ist. Aber was ist alles? Das, was wir auf der Erde tun, die Existenz der Menschen an und für sich, das Leben, die Welt, das Universum, einfach alles, was es gibt, und noch vieles mehr. Wenn man die Dinge genauer betrachtet, wird einem doch klar, dass das alles zu nichts führt. Es bringt nichts. Wenn das Leben schon existiert, bringen unsere Taten und alles Drumherum unserem Leben vielleicht schon etwas. Aber irgendwie bringt es eben doch nichts. Wieso existiert dann alles, was existiert? Würde man es jedoch genau umgekehrt sehen, ist absolut gar nichts unnötig, da die für uns unnötigen Sachen eventuell gar nicht unnötig sind. Also ist eben doch alles, was existiert, nötig und ergibt einen Sinn. Jedes kleinste Ding, jede Begebenheit beeinflusst unser Leben, verändert unser Leben. Schenkt uns schlechte und gute Erfahrungen und zeigt uns neue Wege. Schenkt uns Menschen und nimmt uns welche weg. Manchmal kann man etwas dafür, manchmal nicht. Manchmal sollte es so sein und manchmal nicht. Manchmal ist es nötig und manchmal nicht.

Benommen von dem Gedankenwirrwarr setze ich den Stift ab und schaue mich müde und verwirrt in meinem Zimmer um. Ich klappe das Büchlein zu und gehe zu meinem Bruder. Er sitzt an seinem Laptop und chattet, wahrscheinlich mit seiner Freundin. Als ich eintrete, schaut er mich fragend an, worauf ich ihm das Büchlein in die Hand drücke. Er nimmt es gespannt entgegen, klappt das Notebook zu und legt sich bäuchlings auf sein frisch gemachtes

Bett. Interessiert und konzentriert liest er meine Hausarbeit, und sein Gesicht wird immer ernster und angestrengter. Ab und an schmunzelt er ein wenig. Meine Metaphern scheinen ihn, wie immer, zu amüsieren.

Als er fertig ist, erhebt sich Miguel mit einem schweren Seufzer und lacht mich dann triumphierend an. Er gibt mir nach unserem ewig langen Handschlag das Büchlein zurück und sagt: «Zeig das Soph!»



Lorena Handschin, 1996

Die Geschichte

«Die Geschichte spielt in Dänemark. Es ist vielleicht unnötig, dass ich das jetzt einfach so sage, weil ich könnte ja die Landschaft beschreiben, wie sie flach daliegt mit den Feldern, und wie die Sonne durch die vielen Schäfchenwolken und den schwachen Regen den Strand erreicht, und wie man die Windmühlen im Hintergrund sieht. Dann könnte sich der Leser selbst denken, dass die Geschichte in Dänemark spielt, oder er könnte sich mit seiner Fantasie ein ganz anderes Land aussuchen. Aber das ist ja genauso unnötig, weil ich doch einfach sagen kann, dass die Geschichte in Dänemark spielt.

Die Geschichte handelt von Liebe, wie man das Glück findet, vom Sinn des Lebens und von all diesen Fragen, die wir alle kennen und doch keine Antworten darauf wissen. Vielleicht habe ich jetzt die Spannung der Geschichte ein bisschen weggenommen dadurch, dass ich das jetzt schon gesagt habe. Denn ich hätte ja zum Beispiel auch über eine Frau Mitte dreissig ohne Kinder oder Mann, nur mit einer Karriere, schreiben können. Welche vielleicht plötzlich merkt, dass ihr die Zeit für ihre Lebensvorstellung der Vorstadtfamilie rein theoretisch ein bisschen davonrennt, diese bekäme so eine Art Zusammenbruch, während sie verzweifelt versucht, ihre grosse Liebe zu finden, oder sich dann doch überlegt, sich künstlich befruchten zu lassen, was aber dann ihre Vorstellung der Vorstadtfamilie ruinieren würde. Jedoch weiss sie ja nicht mal, ob diese Vorstellung die ganze Suche wert ist.

Oder ich hätte zum Beispiel über einen Jungen in der Pubertät schreiben können, der natürlich mit seinen Stimmungsschwankungen die Eltern auf die Palme treibt, dann aber endlich die Jugendliebe findet und sich dadurch ein bisschen beruhigt. Aber vielleicht trennen sich dann seine Eltern, und er könnte sich anfangen zu fragen, ob es überhaupt einen Sinn gibt hinter der Liebe und all dem, was sonst so zum Leben gehört.

Aber dies ist ja auch unnötig, da ich ja einfach schreiben kann, worum es in der Geschichte geht, und hoffent-

lich mit den ersten Sätzen dieses Abschnitts die Fantasie des Lesers schon genug angeregt habe, damit er selbst über den Sinn des Lebens nachdenken kann, oder all die Gedanken, die ihm sonst noch so kommen. Kurz, damit er einfach beginnt, alles zu hinterfragen.

Die Geschichte spielt also bis jetzt in Dänemark und handelt von Personen auf der Suche nach dem Glück. Dies könnte also so ziemlich jeder sein. Darum sagen wir mal, es ist eine Kurzgeschichte, spielt also darum in einem kurzen Zeitraum, wird einen offenen Schluss haben, vor dem Schluss wird es einen Spannungshöhepunkt geben, diese Spannung wird vor dem Höhepunkt natürlich aufgebaut, und die ganze Geschichte beginnt natürlich mit dem Anfang. Ich denke, der Schluss wird so was sein wie: Die Hauptperson schaut hinauf zu den Sternen und realisiert vielleicht, dass es eine unendliche Anzahl Möglichkeiten auf dieser Welt gibt, oder wird sich ganz unglaublich klein fühlen und mit derselben Frage wie anfangs aufhören, nämlich: «Was mache ich eigentlich hier?»

Ja, so *könnte* die Geschichte aussehen. Jetzt, wo das gesagt ist, habe ich dir, dem Leser, schon einmal unnötige Zeit erspart, dies alles selbst rauszufinden. Aber vielleicht bist du jetzt auch enttäuscht, weil du einer von denen bist, die alles selbst herausfinden wollen. Wirst jetzt vielleicht ein bisschen sauer, weil diese Geschichte ganz anders ist als erwartet. Aber keine Panik, ich könnte ja immer noch zu einem Punkt kommen, wo du selbst denken musst. Denn *ich* bin es ja, die die Geschichte schreibt. Ich entscheide also, was ich als unnötig betrachte und was nicht. Wenn du jetzt findest, ich entscheide ein bisschen zu viel hier, dann kannst du auch gerne deine eigenen Betrachtungen aufstellen. Das machst du ja eigentlich sowieso die ganze Zeit. Denn im Leben kommt es ja in vielen Situationen wirklich nur darauf an, das wegzulassen, was du als unnötig bezeichnest. Und falls du und ich ein *Wir* sein sollen, müsste das *Wir* herausfinden, was es nötig findet, sich darauf als ein *Uns* konzentrieren und sich das Unnötige dann für den

Rest des Lebens aufbewahren. Denn den Rest des Lebens hat man ja *immer* vor sich.»

Sie schaute hinauf zu den Sternen und schmunzelte über ihre wirren Gedanken. Lächelnd drehte sie sich zu ihm um, um den Rest des Lebens mit ihm zu verbringen.



Isabella Probst, 1996

**Besinnung der Zeitlichkeit
oder Die Welt vor dem
Eingang des Kaufhauses**

Er war da. Jederzeit, ob es nun Tag war oder Nacht, ob der Regen ein paar ausgerissenen Pferden gleich in kraftvoller Schnelle über den Asphalt peitschte, oder der schweigsame Nebel seinen wabernden, unwegsamen Umhang auf die Erde hinabgleiten liess, ob die Schneeflocken in äusserst eleganter Hektik nach ihresgleichen suchend in einem Tanz vom Himmel stürzten, der für uns ohne jegliche Choreografie zu sein schien, oder die wärmenden Strahlen der Sonne seinen Körper wie flüssiges Gold umflossen.

Weshalb er da sei, fragten sich die Menschen. Und die Antwort lautet:

Wer weiss das schon?

Das einzig wirklich Wichtige war seine Existenz. Leute marschierten ein und aus, traten zutage und gingen ihrer Wege, wie sie es immer schon getan hatten. Dann kehrte die Stille ein, in welcher die Stadt langsam, aber sicher zur Ruhe kommen konnte und mit gemächlichen, tiefen Atemzügen die feuchte Luft einsog, um dabei ihrem stetigen, jedoch mit der Zeit leiser werdenden Herzschlag in den Tiefen der Strassen zu lauschen.

Undurchdringliche Nachtschwärze ergoss sich in gleichmässigen kühlen Wellen über die Dächer der Stadt, erfüllte die Gassen mit angenehmer Dunkelheit und versickerte lautlos in der Erde des Schweigens, sobald sich mit der langsam anbrechenden Dämmerung der Beginn eines neuen Tages zeigte.

Er war immer noch da. War da und wartete. Wartete auf jemanden.

Auf wen er warte, fragten sich die Leute. Und erneut lautet die Antwort:

Wer weiss das schon?

Manch einer mochte ihn sofort, ein nächster fürchtete sich bei seinem Anblick, und wieder andere schoben sich an ihm vorbei in das Kaufhaus, ohne die geringste Notiz von ihm zu nehmen. Er selbst starrte nur geradeaus. Starrte in

die Ferne. Was man auch tun mochte, es kümmerte ihn nicht. Nicht im Geringsten. Weil es Wichtigeres gab, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was der Mensch über einen wohl zu denken vermochte. Für ihn gab es durchaus Wichtigeres: Warten. Warten auf jemanden.

Vielleicht ist nur noch nicht der richtige Zeitpunkt für mich gekommen, überlegte er. Vielleicht muss ich nur weiter abwarten.

Aber heisst es nicht, dass Warten die reinste Zeitverschwendung sei? Gab es etwas Unnötigeres, als stundenlang dazusitzen und zu warten? Genau das wird doch behauptet: Warten sei unnötig. Und wer wartet ebenso. Seiner Beschäftigung wegen. Bedeutete dies also, dass sein Bestehen nicht von Bedeutung war? Für niemanden? War seine Existenz etwa überflüssig? Oder war es jemandes Fehlern zu verdanken, dass er überhaupt am Leben war? Fehler, welche nicht hätten passieren dürfen? Konnte es sein, dass er, ausgerechnet er, dazu verdammt worden war, die Überflüssigkeit seines zeitlichen Daseins zu erkennen?

Dabei war er sich so sicher gewesen. War so unglaublich fest davon überzeugt, dass eines Tages jemand kommen würde. Jemand, der sich um ihn kümmern, der mit ihm spielen, sich mit ihm freuen würde. Jemand, der ihn lieben würde. So, wie er war. Jemand, der ihn mit seinen drei Beinen akzeptieren würde, wie wenn er ein ganz normaler Vierbeiner wäre. Aber er konnte nicht einfach über die Tatsache hinwegsehen, dass sich seit dem Unfall vieles verändert hatte. Um ehrlich zu sein, war seither nichts mehr, wie es einmal war. Nachdem sein linkes Hinterbein amputiert werden musste, hatten ihn seine früheren Besitzer von einem Tag auf den anderen auf die Strasse gesetzt und waren gegangen. Keine Entschuldigung, keine Erklärung, geschweige denn ein Wort des Abschieds. Gar nichts.

Tiere fühlen nicht so wie wir Menschen. Angeblich. Doch war der Schmerz des Verlustes in den Tiefen seiner Seele von derselben Stärke wie die quälende Last eines gebrochenen Herzens in unserer Brust. Wenn man das ver-

liert, was einem wichtig ist, erscheint alles andere plötzlich bedeutungslos. Man lernt vieles schätzen, aber vergisst dabei, wie es sich anfühlt, wenn man der Fähigkeit Herr ist, andere zu lieben. So erging es auch ihm, welcher die Welt vor dem Eingang des Kaufhauses durch seine Hundeaugen betrachtete und nichts tat, ausser dazusitzen und sich seiner zu besinnen.

Was für eine Bedeutung diese Beschäftigung für ihn wohl zu haben vermochte, fragte man sich. Und dieses Mal lautet die Antwort:

Wen interessiert das schon?

Wie in Zeitlupe fielen die kleinen Kristalle zu Boden, wo sie sich der Oberfläche eines türkisblauen, im diffusen Licht der von Wolken verdeckten Mittagssonne silbern glitzernden Sees gleich vor ihm ausbreiteten. Zuvor war das ununterbrochene Prasseln des dicht strömenden Eisregens von einem grässlich quietschenden Geräusch übertönt worden. Es ging alles so schnell, dass niemand die hilflos dahinschitternden Reifen auf dem Glatteis sah, ehe die ineinander verkeilten Fahrzeuge auf der Kreuzung, nur wenige Meter von dem besagten Kaufhaus entfernt, in einem schier kunstvollen Knäuel aus verbogenem Metall und zersplittertem Glas zum endgültigen Stillstand kamen.

Das Ganze hatte nicht mehr als ein paar wenige Sekunden gedauert, und doch schien dieser Augenblick weiterhin unter den sich plötzlich rasch verflüchtigen Wolken in der Schweben zu bleiben. Während mit nahezu träger Gelassenheit die Strahlen der Sonne ihren Schein auf das Spektakel zu ihren Füßen hinabsenkten und der Szenerie eine unwirklich anmutende Stimmung verliehen, die den allmählich gedeihenden Beginn einer möglichen Katastrophe oder auch nur das abrupte Ende eines monotonen Vormittages ankündigte.

Der Blick des Hundes glitt unbekümmert daran vorbei und richtete sich wie zuvor auf die Häuser ihm gegenüber, als wäre er niemals von deren verblichenen Fassaden gewi-

chen. Dann legte er seinen Kopf auf die Pfoten und tat gar nichts.

Nichts ausser zu warten und sich zu fragen, ob es vielleicht die monumentalen Hochhäuser der Stadt oder doch eher die Bauten in den Köpfen der Menschheit waren, welche eines Tages im Bruchteil eines einzigen Augenblickes zu kaltem Staub zerfallen und vom sanften Wind der Erkenntnis fortgeweht werden würden. Der Erkenntnis, laut jener manche von uns in den Millionen von Jahren unseres Bestehens weiterhin nicht zu unterscheiden vermögen, was für sie nun von grossem Nutzen und was von reinster Überflüssigkeit ist.

Die Vorstellung, dass des Menschen Träume ohne Vorwarnung verflössen und nichts weiter zurückbliebe als die trostlose Leere in den Gemütern einer hoffnungslosen Gesellschaft, erweckte in ihm eine Art der Besorgnis, deren ungewöhnliche Beschaffenheit ihm bis jetzt noch nie aufgefallen war. Eine Besorgnis, die, so stellte er es sich vor, nach seinem Tod den Platz vor den Türen des Kaufhauses einnehmen würde, um den Leuten ihr Glück bewusst zu machen.

Doch bis es so weit war, war er da. Jederzeit, gleichgültig, was auch geschah. Leute marschierten ein und aus, traten zutage und gingen ihrer Wege, wie sie es gewohnt waren. Was man auch tun mochte, es kümmerte ihn nicht. Nicht im Geringsten.

Weil es Wichtigeres gab, als sich jedermanns Schicksal anzunehmen. Für ihn gab es durchaus Wichtigeres: Warten. Warten auf niemanden.

Eine Tätigkeit ohne jeglichen Sinn.

Bedeutungslos.

Unnötig.

Oder doch nicht?



Mirjam Roth, 1994

**Wenn die Schatten
immer länger werden**

Eine trostlose Gestalt stand ihr gegenüber. Eine leblose Maske blickte ihr mit abwesendem Blick entgegen. Sie betrachtete ihr Gegenüber eingehend, jeden Millimeter dessen Gesichts mit ihren Blicken abtastend, so, als wäre sie auf der Suche nach irgendetwas. Gefangen in einer verzweifelten Suche, einer Suche ohne Aussicht auf Erfolg. Sie trat einen Schritt näher, ihr Gegenüber tat es ihr gleich. Ihre Hände berührten sich. Kalt und distanziert tasteten sie sich gegenseitig ab. Jede war auf der Suche. Ein entsetzter Schrei entfuhr ihrem Mund. Augenblicklich erstickte sie ihn mit beiden Händen. Ihre Beine knickten unter ihr weg.

Dunkelheit.
Darin untertauchen,
für immer verschwinden.
Es ist alles nur
unnötig.

Das silberne Licht des Neumondes spiegelte sich in ihren glasigen Augen. Dicke Wolkenschleier zogen vor die schmale silberne Sichel. In ihrem Zimmer wurde es stockfinster, und noch immer starrte sie direkt geradeaus in die dunkle Nacht. Ihr Blick entschwand irgendwo in der weiten Ferne. Ihre Augen fixierten nichts Konkretes, nur das Nichts. Erstarrt auf der Suche nach etwas, an dem sie sich hätten festhalten können. Eine beinahe unhörbare melancholische, träumerische Melodie kam zwischen ihren geschlossenen Lippen hervor, ein trauriges Lied, das Ihre. Plötzlich brach dieses jedoch ab. Ihr schneeweisses Kopfkissen erstickte ihren Schrei. Ihre Finger gruben sich in die weiche Daunendecke, suchten vergeblich nach Halt. Ihr Körper bäumte sich kampfbereit auf, und ihre Hände formten sich zu eisernen Fäusten, die sich gegen den Feind erhoben, doch dieser blieb im Verborgenen. Eine abgrundtiefe Verzweiflung ergriff Besitz von ihr, klammerte sich an ihr fest. Wütend schlug sie um sich, hämmerte auf ihr Kopfkissen ein, bis sie schliesslich leise wimmernd und kraftlos in sich zusammensank.

Dunkelheit,
im Kampf
mit dem Licht
einer schwach flackernden Flamme.
Besiegt.

Ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Ihre Wangen glühten wie die Glut eines erlöschenden Feuers. Sie spürte, wie eine Woge von Gefühlen sie erneut zu überrollen drohte. Ein weiterer Weinkrampf liess ihren ganzen Körper erzittern. Tränen kullerten über ihre geröteten Wangen. Unkontrollierte Schluchzer durchzuckten sie. Unfähig, sich gegen diese Wucht von Gefühlen zu wehren, liess sie es einfach mit sich geschehen. Ihr Körper übernahm die Kontrolle, die sie schon lange verloren hatte. Ihre schwarz lackierten Fingernägel gruben sich tief in ihre blasse Haut ein und hinterliessen tiefe rötlich gefärbte Abdrücke. Immer weiter, immer tiefer, bis es schmerzte. Sie liebte dieses Gefühl, und noch viel mehr als das: Sie brauchte den Schmerz. Schmerz – das Letzte, was ihr noch geblieben war. Schmerz als Mittel, als Weg, um sich zu fühlen, um zu fühlen, dass sie noch existierte. Sie schlang ihre Arme um ihre Beine und krümmte sich unter der Bettdecke zusammen. Leise wimmernd wiegte sie sich selbst in einen unruhigen Schlaf. Ihre Tränen durchnässten ihr Kopfkissen. Immer wieder schreckte sie aus ihren Träumen hoch, schweissgebadet, die Augen schreckensweit aufgesperrt. Kerzengerade im Bett sitzend, jede Faser des Körpers total verkrampft, erstarrt, unfähig, sich zu rühren.

Dunkle Gestalten, die sie durch ihre Träume hetzten, hässliche Fratzen, die sie bis in ihren Schlaf verfolgten. Sie war auf der Flucht, wollte wegrennen, doch sie konnte ihre Füße nicht bewegen, keinen Millimeter weit, wie am Boden festgewachsen. Das hohnvolle Grölen ihrer Verfolger im Nacken, das immer näher kam. Wie eine gehetzte Gazelle, die den Löwen hinter sich brüllen hört und mit einem Bein in

einem Dornengebüsch festhängt. Die Angst spürend, die ihr wie eine eiskalte Hand im Nacken sitzt.

Eine Träne glänzte in ihrem Augenwinkel, wie eine Süßwasserperle glitzernd, das sanft gleitende Mondlicht spiegelnd, welches durch das geöffnete Fenster schien. Die kühle Nachtluft strich tröstend über ihre erhitzten Wangen. Schweissperlen schimmerten auf ihrer Stirn. Perlen der Angst. Ihr Blick verlor sich in der Dunkelheit der Nacht. Sehnsucht funkelte aus der Tiefe ihrer Seele. Ihr Herzschlag raste, als gäbe es einen Wettkampf zu gewinnen. Das dunkle Blau ihrer Augen verschmolz mit dem Schwarz der Nacht, verlor sich im Nichts. Leise kullerte die einsame Träne über ihre Wange, über ihre rötlichen schmalen, zusammengekniffenen, immer noch bebenden Lippen, über das spitze Kinn, und tropfte auf den harten und kalten Fussboden. Die salzige Perle zersprang beim Aufprall in unzählige klitzekleine Tröpfchen, die sich erneut zu einem Tropfen formten, als ob sie noch ein letztes Zeichen setzen wollten. Ein Zeichen, bei dem sie sich schwor, niemals mehr eine einzige Träne zu vergiessen.

Tränen
der Verzweiflung,
die unbemerkt versiegen.
Ein längst verstummter Hilfeschrei.
Angst.

Unnötig, das beängstigende Gefühl, das immer stärker wird. Ein Gefühl, das sie bedrängt, ihr Inneres schleichend erobert. Auf leisen Sohlen kriecht es in ihr Herz, nistet sich darin ein. Unnötig. Sie fühlte sich so verdammt unnötig hier. Alles, was sie immer gewollt hatte, hat es ihr genommen. Unnötig, wenn das Licht langsam schwindet. Sie hatte versucht, dagegen anzukämpfen. Wenn die Schatten immer länger werden. Mit verzweifelter Beflissenheit hatte sie noch versucht, einen Sinn in all dem zu finden. Unnötig,

und die Dunkelheit begräbt alles unter sich. Sie hatte geglaubt, den Drang aufzugeben, ihm widerstehen zu können. Wenn die Farben ihren unwiderstehlichen Glanz verlieren und müde den Kampf aufgeben. Sie hatte sich dagegen gestäubt, doch der unmenschlich grosse Druck in ihrem Inneren hatte am Ende doch gesiegt. Unnötig. Wenn das Gefühl, unnötig zu sein, regiert.

Sie hatte Angst davor, ihre Augen zu schliessen. Angst davor, ganz in die Dunkelheit einzutauchen. Mit grösster Anstrengung hielt sie ihre schweren Lider geöffnet. Sie hatte unglaubliche Angst davor, in die Welt der Träume abzusinken. Und noch grössere davor, wieder daraus auftauchen zu müssen, zurückkehren zu müssen in die düstere Welt der Realität, die nichts neben sich gelten liess. Ihre Lippen formten ihr einziges Gebet, den einzigen Wunsch, den sie noch hatte. Alles andere hatte sie auf dem weiten Weg hierher verloren, in der Hoffnung, das eine zu finden. Ihr Gebet, ihre letzte Hoffnung: *Lass mich nicht mehr aufwachen, ich kann nicht mehr!* Die Angst, der eiskalte Nachklang ihrer kurzen Worte, blieb im Raum hängen wie eine düstere Regenwolke. Die Angst, dennoch aufzuwachen und erneut die Augen öffnen zu müssen. Ohne Wahl.

Sie war auf einer Reise, weit entfernt, im Nirgendwo. Eine Reise durch die Vergangenheit. Eine Reise, bei der sie nie im Jetzt ankommen würde. Sie träumte sich fort, weit fort. Von der unbekümmerten Zeit träumen, als man die dunklen Schatten dieser Welt noch nicht kannte. Sie wollte wieder dorthin zurück, wo die Blumen des Glücks noch in Blüte standen. Es war eine Reise auf weissen Flügeln, die sie davontrugen. Fort von all dem Schmerz, der Dunkelheit und der frostigen Kälte, die ihr Herz umgaben. Eine Traumreise. Eine Reise den Sternen entgegen. Ein Traum, auf dessen Flügeln sie Ruhe fand, der sie mit sich forttrug, einem wunderbaren seligen Ort entgegen, an dem sie würde bleiben können.

Blau.
Ihm entgegen.
Unnötig lange gewartet,
endlich nach ihr greifen.
Freiheit.



Julia Striebel, 1995
Am Fluss

Die Frau drehte sich kein einziges Mal um. Stur geradeaus starrend ging sie die Strasse hinunter, während ihre Schritte das raschelnde rotbraune Laub zu ihren Füßen aufwirbelten. Ein Blatt fiel von einem Baum, direkt auf ihren Kopf, und blieb in ihren Haaren hängen. Entweder kümmerte sie sich nicht gross darum, oder sie hatte es nicht bemerkt. Ihre Füsse trugen sie immer weiter, stur geradeaus, ohne Blick zurück auf das, was sie hinter sich zurückliess.

Das war freilich nicht besonders viel, war sie doch nie reich gewesen und hatte weder Mann noch Kinder. Nein, ihr Vermächtnis war nicht lebendig, sah man einmal von der getigerten Katze ab, die sich wahrscheinlich bereits am nächsten Tag einen anderen Menschen suchen würde, einen, der nicht regelmässig vergass, die Futterschale auszuwaschen und aufzufüllen, der ihr mehr Zuneigung zeigte und ihr das kurze Fell zerzauste, wenn sie sich an sein Bein schmiegte.

Doch die Frau dachte nicht an die Katze. Sie dachte auch nicht an die menschenleere Wohnung mit der Katzenklappe in der Wohnungstür, in der sich eben jene Katze wahrscheinlich gerade befand. Die Wohnung, in der sie selbst geschlagene 22 Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Eine Wohnung, vollgestopft mit Sachen, unnötigen Sachen, die sie nie wirklich gebraucht hatte, sogenannte «Erinnerungen» an ein glückliches, normales Leben.

Doch war ihr Leben wirklich normal und glücklich gewesen? War sie glücklich gewesen? Und was bedeutete schlussendlich Glück, was war Glück? Doch die Frau dachte auch nicht an solch unnötig schwierige und philosophische Fragen, auf die die wenigsten Menschen jemals eine Antwort geben können, als sie die blätterbedeckte Strasse hinabwandelte, während der Herbst mit seinem kalten Atem die Bäume zum Zittern brachte und noch mehr Laub zu ihren Füßen segeln liess.

Die Frau dachte nicht an die Vergangenheit, sie dachte an ihr Ziel. Ihr Ziel, die kleine Bank an der linken Seite des kalten und grauen Flusses, der ihre Stadt spaltete, ganz ähn-

lich wie die Mauer. Die Bank, auf der sie so viele ungezählte Stunden verbracht hatte. Stunden zusammen mit ihm. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Er hatte sie glücklich gemacht, diese Stunden waren glücklich gewesen. Und heute würde sie wieder glücklich sein.

An diesem Tag sass sie stundenlang auf dieser Bank, und jetzt dachte sie auch über ihre Vergangenheit nach, sie schloss die Augen und liess ihr Leben vor ihrem inneren Auge vorbeiziehen. Sie erinnerte sich. Rückblickend hätte sie vieles anders gemacht, hätte nicht so viele unnötige Fehler gemacht, so viel unnötige Zeit verschwendet. Doch sie war nicht hier, um ihr Leben zu bedauern. Sie war hier, um zu sterben, hatte sie doch zuvor ihre Wohnung aufgeräumt und die Haustür offen gelassen, den Schlüssel immer noch im Schloss steckend.

Sie tastete mit ihrer Hand nach der schmalen Plastikröhre, die sie in ihrer linken äusseren Manteltasche trug. Sie hatte abgeschlossen. Nicht die Tür, sondern ihr Leben. Sie hatte gelebt, wie man es von ihr erwartet hatte, und auch ihr Tod würde nicht unerwartet kommen.

Und während die Kälte nach der letzten Wärme ihres Körpers griff, strich ihr eine getigerte Katze um die Beine, und als sie ihre Augen schloss, riss ein Windstoss ihr das Blatt aus dem Haar und trug es davon. Es legte einen weiten Weg zurück, sich wie eine Ballerina in der Luft drehend, wirbelnd, bis sein Tanz abrupt an einer Mauer endete. Langsam, mit der Anmut eines Schmetterlings, flatterte es auf den Boden und kam auf der kahlen, kalten Erde zu liegen.

Die kriminalpolizeiliche Untersuchung dauerte nur kurz, war die Todesursache doch offensichtlich, und man musste noch weitere weitaus dramatischere Todesfälle dieser Nacht untersuchen.

Der einzige Reporter, der sich ihrer Geschichte annahm, schrieb einen rührenden 7-seitigen Artikel über das Leben

und Wirken dieser Frau. Doch einen Tag vor der geplanten Veröffentlichung geschah ein geschichtlich solch einschneidendes Ereignis, dass der geplante Artikel in der Sonderausgabe des Magazins keinen Platz mehr fand.

Schlussendlich landete die mit der Schreibmaschine getippte Dokumentation ihres Lebens in der Schublade des Reporters, die mit den harschen Worten ‹Unnötige und nie veröffentlichte Artikel› beschriftet war.

Man schrieb den 10. November 1989.



Selina Werner, 1995

**Unnötig
oder If Life Had a
Fast-Forward Button**

Es ist acht Uhr morgens. Ich sitze in der Schule, bin unglaublich müde und will mich einfach nur meinen Tagträumen hingeben. Aber nein, schon werde ich aufgerufen. Was will der komische Glatzenheini da vorne nur von mir, hat er kein eigenes Leben?! «Nennen Sie mögliche Auswirkungen der sinkenden Geburtenrate auf die Bevölkerung!» Keine Ahnung, interessiert mich nicht, ist leider keine zählende Antwort.

Endlich klingelt es. Bis morgen eine schriftliche Zusammenfassung von Kapitel 16. Sicher, als hätte ich nichts Besseres vor. Hausaufgaben und Schule sind so unnötig. Als ob ich später noch irgendwas von dem Gelaber brauchen würde. Wenn ich mit 40 Jahren einkaufen gehe, werde ich zuvor bestimmt nicht die Wahrscheinlichkeit davon berechnen, ob ich den zweiten Einkaufswagen in der dritten Reihe bekommen werde, und das Ganze in einem schönen Graphen festhalten ...

Wie gerne hätte ich eine Fernbedienung fürs Leben. Uninteressant – schnell mal vorspulen!

Huch, das geht aber schnell! Schon ist es 13 Uhr, und ich stehe vor der Schule mit 30 anderen Schülern in der prallen Mittagssonne und warte und warte. Der Bus hat mal wieder Verspätung. Grr, so eine Zeitverschwendung. Ich kann förmlich spüren, wie ich einen Sonnenbrand bekomme. Und natürlich gibt es nur ein einziges winziges Schattenplätzchen. Egal, als Hauttyp 1 darf ich nicht wählerisch sein, also bahne ich mir meinen Weg durch die Schüler und stosse mit voller Wucht gegen einen von ihnen. Der Inhalt meiner Tasche verteilt sich auf dem Boden. Jetzt sehe ich auch, gegen wen ich gelaufen bin: Jonas! Seine strahlenden blauen Augen blicken mich überrascht an, und schon breitet sich auch noch das schiefe Lächeln auf seinem Gesicht aus, das ich so liebe. Nein, jetzt bloss nicht schwach werden, sein Lächeln ist schleimig und gar nicht charmant. Wär er wohl gern. Aber es ist zu spät. Alle meine mühevoll verdrängten Ge-

fühle brechen wieder über mich herein. Ich sehe uns Händchen halten, und wie ich ihn anstrahle und sage, dass dieser Augenblick einfach nur perfekt sei, und als er zum ersten Mal meint, er liebe mich... Gut sieht er aus, irgendwie so reifer.

«Hübsch siehst du aus. Warum haben wir uns bloss getrennt?», sagt er, nachdem er mich von oben bis unten gemustert hat. Ja, warum eigentlich, denke ich mir und bin kurz davor, die Rückspultaste zu drücken, als mich jemand sanft zur Seite schiebt und mir meine Tasche wieder in die Hand drückt. «Hau ab, Jonas, und zieh hier nicht so 'ne Show ab. Lena will dich nicht mehr, lass sie in Ruhe, sonst kriegst du es mit mir zu tun!» «Tja, da bin ich mir nicht so sicher, aber Lena, Baby, du hast ja meine Nummer!», meint Jonas und entfernt sich, um seiner neuen Freundin den Arm umzulegen.

Jetzt weiss ich auch wieder, warum damals Schluss war – weil er nie wirklich echt war. Auf einmal fühle ich mich so dumm, dass ich ihm vertraut habe, obwohl er mich die ganze Zeit betrogen hat. Es tut so weh.

«Hey, Süsse. Nicht alle Typen sind so wie er. Manchen bist du wirklich wichtig, die würden es nie wagen, dich zu verletzen», tröstet mich Marco, mein bester Freund, der mich zur Seite geschoben hat, weil er genau wie ich merkt, dass ein Dambruch naht.

Aber ich habe jetzt keinen Nerv für das, was er sagt. Schmerz ist unnötig. Nein, Gefühle sind unnötig, und schon drücke ich die Vorspultaste.

Ich sitze beim Mittagessen, meine kleine Schwester quengelt unaufhörlich, weil sie unbedingt meinen neuen Schal ausleihen will, und ich böse grosse Schwester natürlich nicht Ja gesagt habe. Jetzt ist Mama auch noch genervt, weil sie von unseren «unnötigen» Streitereien Migräne bekommt. Papa ist auch mal wieder bestens gelaunt und beklagt sich über die 3-stündige Besprechung, die er heute mit seinen Kollegen hatte. Wie immer war es nur belangloses Gerede,

und sie sind zu keinem Ergebnis gekommen, was sie morgen in einer 4-stündigen Besprechung nachholen wollen. Ach ja, und die Tochter seiner Kollegin Christiane hat einen 1,0-Abiturschnitt und ein Stipendium für die Fachhochschule of Science erhalten. Eine ganz Fleissige ist das. «Und weisst du jetzt mal, was du nach dem Abi machen willst, Lena? So langsam wirds schon mal Zeit, du hast jetzt nur noch ein Jahr, und bewerben musst du dich auch noch rechtzeitig.» Blablabla...

Jeden Tag das Gleiche. Die Zeit zwischen Kindsein und Erwachsenwerden ist doch sinnlos. Pflichten, Verantwortungen, Pläne – und alles muss man schon so genau wissen. Zeit, vorzuspulen.

Ich sitze in einem hellblauen Kombi, und es stinkt. Von hinten erschallt ein ohrenbetäubendes Schreien. Ich drehe mich verwirrt um und blicke in die blauen weinerlichen Augen von zwei kleinen Schreihälsen. Irgendjemand soll mich zwicken, das können doch unmöglich meine sein! «Schaatz, jetzt hilf mir doch endlich mal mit dem Ausladen. Wir müssen ja noch Sara und Nico von der Schule abholen!» Wie bitte, noch mehr Kinder?

Jetzt sehe ich das vom Einkäufetragen rotverschwitzte Gesicht meines Ehemanns. Und fühle rein gar nichts. Ach ja, stimmt, Gefühle sind unnötig. «Los komm, es ist nicht mehr so viel zu tun. Wenn alle Kinder versorgt sind, können wir uns ja noch einen schönen Abend machen», zwinkert er mir mit einem schmierigen Lächeln im Gesicht zu.

Hilfe, ich muss hier weg! Zurückspulen!!

Diesmal bin ich in meinem Lieblingsclub. Perfekt, ich liebe es, zu feiern. Musik, Tanzen, Freisein, und alles um sich herum vergessen. Genau das, was ich jetzt brauche. Da sehe ich, wie sich Marco seinen Weg durch die Menge bahnt, mein Lieblingsgetränk in der Hand. Ich bin plötzlich so unheimlich froh, ihn zu sehen. Ein vertrautes Gesicht nach dem harten Tag.

«Du, ich weiss, wie sehr Jonas dich damals verletzt hat, und ich hätte ihm für die Aktion echt gern eine verpasst. Weissst du, Lena, du hast wirklich was Besseres verdient», fängt er an. «Mann, Marco, nicht schon wieder! Lass es doch einfach, ich will jetzt nicht daran denken. Kapiers doch endlich mal! Ich war nicht gut genug für ihn. Mann, bist du jetzt zufrieden?», blaffe ich ihn an. Wirklich jeder muss mir Vorschriften machen.

«Ja eben, das ist es ja. Wach doch verdammt noch mal auf! Es gibt auch Typen, die dich nicht nur als nettes Accessoire betrachten. Denen du was bedeutest. Denk da mal dran auf deinem Egotrip!!» So sauer hab ich ihn noch nie erlebt... «Ganz ehrlich, Marco, du kannst mich mal. Lass mich einfach nur in Ruhe!», ich drehe mich weg, will nicht wieder verletzt werden. Nicht weinen. Er seufzt: «Ich bin seit einem Jahr total in dich verliebt, aber du bist einfach so blind und trauerst dem Idioten hinterher, dem du scheiss-egal bist. Das Ganze hier ist so unnötig», und damit stapft er hinaus und lässt mich allein.

Ich bin verwirrt, warum hab ich nichts davon gemerkt? Bin ich wirklich so schlimm, wie er gesagt hat? So will ich nicht sein! Sicher, oft kommen uns Dinge wie Schule, Hausaufgaben und Arbeitsbesprechungen unnötig vor, aber wahrscheinlich betrachten wir sie falsch. Denn wie will man je ans Ziel kommen, wenn man sich am Anfang nicht mit Unangenehmem oder mit Nichtigkeiten herumschlägt? Es kommt uns vielleicht nicht immer logisch vor, dass wir leiden beziehungsweise Schmerz empfinden, um nachher nur noch stärker zu werden und daran zu wachsen. Aber was wäre das Leben ohne unnötige Ratschläge von Familienmitgliedern, über die man im Nachhinein vielleicht doch ganz glücklich ist? Denn im richtigen Leben gibt es keine Vor- oder Rückspultaste, die uns bei Problemen hilft. Da hilft nur die Flucht nach vorn.

Also öffne ich die Tür und renne Marco hinterher. Ich umarme ihn so fest ich kann und sage ihm, dass ich ihn auch mag und ihm unheimlich dankbar für alles bin. Denn

jetzt muss ich mich nicht mehr an unnötige vergangene Gefühle für meinen Exfreund klammern. Und deshalb nehme ich Marcos Hand und werfe alle Vorsicht über Bord, genau wie die dämliche Fernbedienung, und lebe weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Sondern im Hier und Jetzt.